



Nr. 19.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Münzfund.

Von

Th. A. Schröder, Geestmünde.

Im Frühling dieses Jahres wurde von Herrn Chr. Etlinghaus - Lehe in Leherheide beim Graben, 30 Zentimeter tief, eine altrömische Bronzemünze gefunden; sie wurde erfreulicherweise von Herrn Mechaniker Wilh. Laubinger - Bremerhaven dem Morgensternmuseum, der gegebenenfalls Sammel- und Bearbeitungsstelle solcher Funde, geschenkt. (Schautisch 21a, Kat.-Nr. 1000.)

Das wohlerhaltene, von Edelrost leicht überzogene Stück hat etwa 22 Millimeter Durchmesser. Es zeigt auf der Vorderseite in einem Perlkreis nach rechts gewendet den sternförmigen Kopf eines römischen Caesars mit niedriger Stirn, spitzer Nase, vortretendem Kinn, kurzgehaltenem Haupt- und Barthaar. Er trägt eine fünfzählige Strahlenkrone. Die Inschrift gibt Namen und Titulatur des Dargestellten und lautet ergänzt: IMP(erator) CAESAR M(arcus) A(urelius) MAXIMIANUS P(ater) N(oster) AUGUSTUS. Die Rückseite zeigt, ebenfalls im Perlkreis, Maximian im Mittärgewande und mit kurzem Scepter, stehend vor dem unbekleideten, auf ein langes Scepter gelehnten Jupiter, dem ein Mantel von der linken Schulter herabhängt. Beide halten eine Erdkugel mit der schwebenden Victoria, der Siegesgöttin. Die Umschrift heißt hier: CONCORDIA AEGRIUM (= durch Eintracht der Soldaten). Beizeichen griechisch KC.

Es handelt sich also um eine Münze des Marcus Aurelius Valerius Maximianus mit dem Beinamen Herculius.

Das Leben dieses Soldatenkaisers ist das Muster eines römischen Imperatorschicksals der späteren Zeit. Er war geringer Herkunft, 250 n. Chr. Geb. zu Sirmium in Pannonien (an der Sau, Balkan) geboren, ursprünglich Hirt, von bäuerlicher Art und landstnehtmäßiger Haltung, ohne höhere Bildung, aber durch kriegerische Tüchtigkeit emporgekommen, so daß ihm Diocletian 285 die Würde eines Caesars übertrug. 286 wurde er Augustus, also Mitregent, in dem immer schwerer zu beherrschenden Riesenreiche. Er hielt zeitweise Hof in Trier, kämpfte in Gallien, gegen Burgunder und Alemannen, am Rhein (293), gegen zur See in Belgien eingedrungene niederdeutsche Stämme (Sachsen und Franken), in Afrika, bis ihn 305 Diocletian stützte, seine Würde niederzulegen. Als im folgenden Jahre sein Sohn Maxentius zum Augustus ausgerufen wurde, nahm er wieder an der Herrschaft teil, überwarf sich aber mit dem Sohn, auf den er eifersüchtig war, und dem er vor den Soldaten den Purpur abriß. So flüchtete er zu seinem Schwiegerjohn Constantin, dem er nach dem Leben trachtete. Constantin stellte dem von der eigenen Tochter Verratenen 310 zu Marseille die Todesart frei. Maximian ließ sich erwürgen. Im 11. Jahrhundert fand man sein Grab; der Erzbischof von Arles ließ die noch wohlerhaltene Leiche des alten Christenfeindes ins Meer werfen.

An sich ist die Münze nicht wertvoll, und als Einzelfund ist sie ohne besondere Bedeutung. Da M. auf dem Stück schon den Titel Augustus führt, kann sie frühestens 286 geprägt sein, spätestens 310, wahrscheinlich zwischen 286 und 305. Damals hat kein römischer Soldat mehr unsere Gegend betreten; sie ist, wie die andern bei uns gefundenen römischen Münzen und Geräte, auf dem Handelswege hierher gekommen.

Wenn wir dennoch mehr Anteil an ihr nehmen, so ist es als

an einem Zeugen einer Zeit, die, unendlich bewegt und der unsern in mancher Hinsicht verwandt, uns doch von der Schulbank her nur sehr einseitig durch ihre Christenverfolgungen bekannt ist. Zudem hat M. als einer der ersten Römer die Waffen mit den Sachsen gekreuzt. Seine Germanensiege sind von seinem Lobredner Mamertinus besungen und übertrieben worden; aber wenn ihn auch andere Schriftsteller als einen Barbaren im schlimmen Wortsinne schildern, so gehört er doch zu den tüchtigeren Kaisern der diocletianisch-constantinischen Zeit, die das Herinbrechen der Germanen ins römische Reich noch einmal hemmten, ohne selbst weit nach Germanien vorzudringen.

Noch eins kommt hinzu. Das Morgenstern-Museum besaß bereits ein Stück, das dem vorigen auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich sieht (21a, Kat.-Nr. 332); bei gleicher Größe völlig gleiche Umschrift und Darstellung auf der Rückseite (nur die Beizeichen abweichend; hier: dreieckartiges Zeichen und MC), fast gleiche Schauseite, zumal auf dem weniger gut erhaltenen Stück Anfang und Ende der Umschrift schwer lesbar sind. Sie ist zu lesen und zu ergänzen: MAXIMIANUS NOB(ilis) CAES(ar).

Dieser Namensvetter des Mag. Herculius, Caius Galerius Valerius Maximianus Iovius, stammte aus Dacien (etwa dem heutigen Rumänien), war wie M. Herculius Hirt gewesen, wie jener ein tüchtiger Soldat und geschickter Regent, aber rauh und dazu grausam, dem heidnischen Aberglauben besonders ergeben. Auch ihn ernannte Diocletian zum Caesar, 292. Er kämpfte nördlich der Donau und gegen die Perser. Vor anderen soll er den Diocletian zu seinen Maßregeln gegen die Christen angepörrt haben. Nach Diocletians Thronentsagung wurde er 305 Augustus. 311 starb er an einer ekelhaften, syphilisartigen Krankheit, nachdem er kurz vorher den Befehl zur Christenverfolgung zurückgenommen hatte — aus politischen Gründen, wie man aber meinte, um es wegen seiner Heilung auch mit dem Christengott zu versuchen. Die Christen schrieben sein elendes Ende der göttlichen Rache zu.

Da die uns vorliegende Münze diesen jüngeren Mag. noch nicht Augustus, nur Caesar nennt, muß sie zwischen 292 und 305 geprägt sein. Sie gehört also auch zeitlich unmittelbar neben die ihr so ähnliche des älteren Maximian.

Vornamen im plattdeutschen Reim.

Von

D. Steilen, Bremen.

Schon in frühester Jugend versucht das Kind, auf irgend einen Namen zu reimen. Es sind meist kurze Zweizeiler, die da zutage kommen. Die Volksdichtung setzt diese Tätigkeit fort. Nahezu alle Vornamen werden zu solchen Neckreimen herangezogen. Es liegt nahe, daß viele Reime sich ursprünglich auf irgend eine Eigenschaft des Namensträgers stützen, dann aber verallgemeinert wurden und in dieser, vielleicht durch langen Gebrauch abgeschliffenen Form im Volke leben. Wer aber unser Volk kennt und etwas schärfer zu sehen vermag, wird in diesen harmlosen Reimereien doch oftmals ein gut Teil unseres Volkstums wiedererkennen. Was im folgenden an Reimen wiedergegeben wird, stammt vom rechten Ufer der Niederweser. Zunächst betrachten wir die Mädchennamen. Zweizeiler der oben erwähnten Art kommen noch hin und wieder vor. Wir verzeichnen hier zwei.

Siehste Ficken, wo du bis?

Zus so as de Olsche is!

Bene

Mit de scheben Beene.

Der erste Reim ist zu einer Art geflügelten Worts geworben und wird im täglichen Leben oft gebraucht, wenn eine Arbeit, die in gleicher oder ähnlicher Form schon mal verrichtet wurde, wieder gelang.

Auf ländlichen Ursprung deuten manche Reime hin durch ihren Inhalt. So diese:

Lisbeth, heß din Swin all fett?
Ne, min Swager, dat is noch mager!

Stipp, stipp Stine,
Watt giffst du dine Swine?
Söten Drank un süren Drank,
Dorvon weert us Swien so blank.

Kathrin, Kathrin,
Wat roppt de Hahn?
De Hahn de roppt: Kathrine,
Wat giffst du dine Swine?
Söten Brei, süren Brei,
Knüppel upn Koppe twei!

Auf eine ganz besondere Margarete scheint sich dieser Reim zu stützen, den nun alle Breten über sich ergehen lassen müssen:

Beck Magret
Mit de groten Föt,
D wat smeckt din Koffi söt!

Da kommt Marie mit einer harmloseren Reimerei doch ungefähr gleich billiger davon:

Marie Mare
Wat roppt de Kreih?
De Kreih, de roppt:
Marie Mare!

In ähnlicher Weise kommt auch Altheid zu ihrem Recht:

Altheid,
De Wind de weicht,
De Hahn de freicht.
De Hahn de roppt:
Altheid!

Ober auch in dieser Form:

Altheid,
De Katt de kleicht,
De Klüttjen sünd gor,
Giff mi moln por!

Etwas härter schon wird Anna angefaßt; denn die Wahrheit, die ihr in der letzten Zeile dieses Verses geboten wird, hört kein junges Mädchen gerne:

Ann
Schrapp de Pann',
Schrapp de Pif',
Morgen bist'n olet Bief!

Was der Anni hingegen zugerufen wird, hört ein junges Mädchen gerne, mag es sich auch ein wenig erboht stellen:

Anni Brut,
Din Für geht ut,
Din Sorg geht an,
Du friggst'n Mann,
De heet Johann!

Damit sind wir von den Mädchen schon zu den Knaben hinübergeglitten und wollen gleich den letzten Gedanken fortspinnen.

Jan
Spann an,
De Katten voran
De Mäis vorup,
Denn geht Gaslo
Nar Brut henup!

Häufig vorkommende Namen stellt der Volksmund zusammen mit wenigen Worten, wie z. B.:

Sinnerk un Jan
Heet' de meiste Mann.

Und von zwei anderen Namen heißt es:

Friederik un Klaas
Un de spält Baas.

Die schon erwähnten Zweizeiler kehren auch bei den Knabenamen wieder:

Krischan,
Lat de Katt nich bi de Fisch gahn!

Jan von Moor
Hett'n Lus achtert Ohr.

Sinnerk min Söhn,
Sag de Höhner von'n Böhn.

Bohr di vor Fidi,
He steit dich bi di!

Ger d loppt dreemal um'n Herd
Un loppt doch noch verkehrt.

Wenn kleine Kinder den Erwachsenen auf den Knien reiten, so wird wohl dieses Liedchen dabei gesungen:

Zuck, zuck, zuck na'r Möhlen,
Sinnerk up den Gehlen,
Gretjen up'r bunten Roh,
So geit dat na'r Möhlen tol!

Ländlichen Verhältnissen und Vorstellungen entsprechen solche Verse:

Karsten,
Din Göße gaht in minen Gärsten,
Gaht se mi awer in den Weeten,
Will ic se scheeten,
Denn schött se Karsten Stumsteert heeten.

Gerad
Giff de Beer watt,
Hawern un Mehl,
Ower nich toveel.

Karel van Barel
Hett Rüfen verlarn;
Karel, kumm her,
De Rüfen sind hier!

Von einem Jungen, dem es schlecht erging, als er ein großes Wagnis unternahm, erzählt dieser Fall:

Frihe mit'n krusen Kragen
Steeg mol upn Rachelaben,
Bauh! fullt he herunner!
Weer he nich so hoch upstegen,
Harr he keenen Fall nich fregen.

Geradezu einen zeitgemäßen Anstrich hat ein Reim, der so lautet:

Anton,
Bad Pannlofen,
Krieg Klüttjen upt Für!
Wacker Altheid,
Wacker Altheid,
Dat holt is to dürl!

Es kann aber auch vorkommen, daß das Essen fertig, aber noch zu heiß ist:

Andrees,
De Klump is hees,
De Bräu is warm,
Dat't Gott erbarm!

Wer Johannes heißt, muß sich so anfangen lassen:

Jannes,
Trabannes
Driggt Water int Hus;
Dat Water loppt ower,
Dat Für is ut!

Der vielseitigste unter allen Jünglingen aber ist Nikolaus, dem nachgerufen wird:

Niklaus hett'n Bogen an,
Niklaus is'n goden Mann.
Kann good söhn, kann good rien,
Mögt ehm all de Froenslie sien.
Hahn in'n Korm mitn roen Kamm,
Bold word Niklaus Brödigam!

Damit beenden wir den Streifzug durch die Volksreime, die sich auf Vornamen stützen. Wie der Volksmund Mädchen und Knaben einschätzt, erhellt aus dem Wort, mit dem wir schließen wollen:

Godn Dag, godn Dag, Herr Mahler,
De Deerns de kostn Dahler,
De Jungs de kostn Dubendreck,
De smiet wi upr Schuppen weg.

Ringelkrebse des Brackwassers.

II.

Von

W. Alie, Bremerhaven.

In meinem ersten Aufsatz über diesen Gegenstand in Nr. 15 des „Heimatblattes“ habe ich den Brackwasserflohkrebs und die Kugelassel ausführlich behandelt und beide bezüglich ihres Körperbaues insofern in Gegensatz zu einander gebracht, als ich den hohen und schmalen Rumpf des Brackwasserflohkrebses als seitlich zusammengedrückt, den platten und breiten der Kugelassel dagegen als von oben nach unten abgeflacht bezeichnete. Dieser Unterschied ist jedoch als Gruppenmerkmal nicht durchgreifend, und so soll in der vor-

liegenden Ergänzung der ersten Arbeit eine Flohtreibsgattung mit nach Art der Affeln abgeplatteten Körper besprochen werden.

In den Häfen und auf den Watten der Unterweserorte ist diese Gattung durch eine Brackwasserart vertreten, während sich auf den Watten des Seegebietes, etwa von Bremen abwärts, eine von der erstbezeichneten schwer unterscheidbare marine Art findet. Der wissenschaftliche Name der Gattung *Corophium*, der von P. A. Latreille 1806 gewählt wurde, lehnt sich eng an die volkstümliche französische Bezeichnung „corophie“ an, ist also nicht übersetzbar. Die weit verbreitete Küstensform erhielt von Pallas den Artnamen *volutator*, unsere Brackwasserart wurde erst vor etwa einem Jahrzehnt durch Vanhöffen unter dem Namen *lacustris* von ihr unterschieden. Als deutsche Bezeichnung gebrauche ich den Namen Röhrenkrebs, um damit den Aufenthalt und die Lebensweise des Tieres zu kennzeichnen.

Da die Beobachtung im Freien mit Schwierigkeiten verbunden ist, empfehle ich die Herrichtung eines *Watt-Aquariums*, die sich auf die denkbar einfachste Weise ermöglichen läßt. Dort, wo auf dem Watt der Boden löcherig erscheint, wie von aufsteigenden Gasblasen zerrissen, sticht man mit der Deffnung einer umgekehrten Blechbüchse oder eines weiten Sammelglases eine Bodenprobe bis zu einer Tiefe von etwa fünf Zentimeter heraus. Zu Hause wird der so gewonnene Schlickpfropfen in eine flache Schale gebracht und mit Wasser so lange geschüttelt, bis ein leidlich gleichmäßiger Bodenbelag entsteht, der mit einer zentimeterhohen Wasserschicht bedeckt ist. Damit sind die Vorbereitungen beendet, und die Beobachtung kann beginnen, nachdem man den Tieren einige Stunden Zeit gelassen hat, sich neu einzurichten.

Mit bloßem Auge sieht man dann schon, wie der anfangs glatte Bodengrund sich je nach der Zahl der vorhandenen Tiere mit Böckern bedeckt, und zwar sind deutlich zwei Arten von Deffnungen zu unterscheiden: weitere mit elliptischem Querschnitt, die in Höhe der Bodenfläche liegen und oft seitlich ins Freie münden, und engere, kreisrunde, die in den meisten Fällen auf dem Gipfel einer kegelförmigen Erhöhung liegen. Beobachtet man einen solchen Keil mit einer schwachen Lupe längere Zeit, so hat man den Eindruck, als ob ein winziger Schlammvulkan in Tätigkeit sei; fortwährend werden durch einen aufsteigenden Wasserstrudel seine Schlickteilchen emporgewirbelt, teils geraten sie über den Rand und tragen so zur Erhöhung des Kraters bei, teils sinken sie in das Innere zurück, um sofort wieder nach oben befördert zu werden. Auf solche Weise zeigt sich, daß der unsichtbare Bewohner der Tiefe das Wasser in dauernd strömender Bewegung erhält, um sein Atembedürfnis zu befriedigen. Wenn dieses Brodeln einmal aussetzt, dann ist es Zeit, die in geringer Entfernung liegende größere Röhrenöffnung genau ins Auge zu fassen. Vorsichtig tastend erscheinen hier zuerst die Spitzen der langen Fühler, die sich spreizend allmählich immer weiter vorschieben, schließlich kommt der schlickgraue Röhreninlass halben Leibes hervor, sucht die Umgebung ab, ergreift mit den sich nach unten einkrümmenden Gabelfühlern einen kleinen Schlickballen und zieht sich dann blüßschnell wieder in seine Behausung zurück, um dort die in dem hineingezogenen Klümpchen enthaltenen tierischen und pflanzlichen Zerfallstoffe in Ruhe zu verzehren.

Will man den Körperbau des Röhrenkrebse genauer kennen lernen, so richtet man am besten seine Aufmerksamkeit auf die abgestreiften Häute, die sich dann und wann vor den Röhren finden. In der Nackengegend weisen sie einen breiten Spalt auf, durch den das Tier seinen alten Panzer verläßt. Mit Nadeln in einem Wassertropfen auf einer Glasplatte sorgfältig ausgebreitet, lassen sie unter einer starken Lupe oder besser noch bei schwacher mikroskopischer Vergrößerung, alle Gliedmaßen mit sämtlichen Fiederborsten in den feinsten Einzelheiten erkennen, in einer Klarheit, wie sie beim lebenden Tier nicht zu beobachten ist.

Um von diesem einen allgemeinen Eindruck zu gewinnen, ist es nur nötig, den Augenblick des Einholens der Nahrung abzuwarten und dann durch leichte Berührung mit einer Nadelspitze das Tier zu veranlassen, aus seiner Wassertöhre hervorzukommen. Dann wirft es sich auf den Rücken, legt die Spitzen der langen Fühler zusammen und schwimmt in dieser Haltung mit langen Stößen ganz gewandt; allerdings nur für kurze Zeit, sehr bald läßt es sich zu Boden sinken, kehrt in die normale Lage zurück und bewegt sich kriechend weiter.

Bevor es sich wieder eingrät, haben wir nun Gelegenheit, es genauer zu betrachten. Der nicht ganz $\frac{1}{2}$ Zentimeter lange Körper, der hinten stumpf gerundet erscheint, ist breit und flach, die ihn zusammenlegenden Ringe sind an den Seitenrändern weißlich-grau, in der Mitte dagegen bräunlich getönt, so daß die Gesamtfärbung dem Schlickgrunde gleicht. Von den beiden Fühlerpaaren ist das erste wenig auffallend, das zweite dagegen außerordentlich kräftig entwickelt, besonders im männlichen Geschlecht, bei dem es die Länge des übrigen Körpers erreichen kann. Diese außergewöhnliche Stärke wird verständlich, wenn man den Röhrenkrebs beim Eingraben beobachtet. Die zusammengelegten zweiten Fühler dringen dabei mit ihren Spitzen zuerst in den Schlick ein, durch Spreizen, Heben und Senken des Fühlerpaares wird die Deffnung erweitert, so daß es dem Tiere in kürzester Zeit gelingt, sich eine neue Wohnröhre herzustellen.

In welchen Massen die Röhrenkrebse unsere Watten be-

völkern, sei an der rechnerischen Auswertung einer Ende September dieses Jahres bei Bremertief entnommenen Schlickprobe nachgewiesen. Das zum Ausstecken des Grundes benutzte Sammelglas hatte einen Durchmesser von 3,6 Zentimeter, die ausgestoßene Fläche also einen Inhalt von rund $5\frac{1}{2}$ Quadratcentimeter. Da die Tiere nur die Schicht dicht unter der Oberfläche bewohnen, kommt nur der Flächendurchschnitt, nicht der Rauminhalt des Schlickpfropfens in Betracht. Aus dieser Probe wurden 9 vollentwickelte, 8 halb ausgewachsene und 15 junge Tiere ausgefischt, insgesamt 32 Stück. Auf ein Quadratmeter Wattfläche kamen also zu dem angegebenen Zeitpunkte etwa 58 000 Röhrenkrebse der verschiedensten Altersstufen. Die angeführte Ziffer läßt ersehen, welche Bedeutung diesen Tieren für Reinigung und Durchlüftung der Watten zukommt. Sie gibt aber auch ferner Aufschluß über die wirtschaftliche Bedeutung dieser winzigen Krebschen; bilden sie doch einen wesentlichen Bestandteil der Nahrung der unter dem Namen Granat allbekannten, volkswirtschaftlich genutzten Garneelenart unserer Wattmeere.

Vollssagen.

H. Mahler, Seestemünde.

Das gebrochene Wort.

In Ringstedt lebte einst ein Wirt, der hieß Arend Fink. Seine Wirtschaft lag nahe bei der Kirche. Da ging es oft hoch her; denn der Wirt war ein Mann, der selbst dem Becher und der Karte nicht abhold war. Bis spät in die Nacht wurde bei ihm gezecht und gespielt, und mancher Bauer kam dadurch vom Haus und Hof.

Eines Abends — es war an einem Sonntag — wurde Arend Fink in das Haus seines Nachbarn gerufen. Der lag schwer krank im Bett, und der Todesengel saß bereits zu seinen Füßen.

„Arend,“ sprach der Kranke mit schwacher Stimme, „mit mir geht es zu Ende; erfülle mir eine letzte Bitte. Laß nicht zu, daß meine Söhne in deiner Wirtschaft die Abende und Nächte mit Trinken und Kartenspiel hinbringen. Ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich dein Versprechen nicht habe.“

Der leichtsinnige Arend Fink war gerührt, gab das Versprechen und besiegelte es durch Handschlag.

Der gute Nachbar starb und wurde auf dem Friedhof bei der Kirche begraben. Die Söhne vergaßen aber bald die guten Lehren ihres Vaters und suchten Trost in der Wirtschaft von Arend Fink. Der hatte sein Versprechen auch vergessen und freute sich, wenn die jungen Bauern bis spät in die Nacht hinein der Flasche zusprachen und die Karten rührten.

Eines Abends — es war schon in vorgerückter Stunde — sprach die Wirtin: „Arend, denkst du auch an das Bauernmal!“ Arend hatte nicht daran gedacht, machte sich nun aber auf den Weg.

Als er an dem alten Kirchhof vorbeiging, kam es ihm vor, als höre er eine Stimme aus dem Gebüsch, doch sah er niemand. „Willst du mit zum Bauernmal?“ fragte er, erhielt aber keine Antwort. Als er nun auf den Friedhof blickte, erkannte er seinen toten Nachbarn, der sich selbst in den Arm genommen hatte und langsam vom alten Kirchhof nach dem neuen hinschwebte.

Als Arend Fink in das Haus eintrat, wo das Bauernmal abgehalten wurde, waren die Vertreter der Gemeinde schon versammelt. Trotz der schlechten Beleuchtung fiel das verstörte Aussehen des Wirtes auf, auch die Mühe hatte er verloren.

„Na, Arend, was ist mit dir geschehen, und wo ist deine Mühe?“ hieß es.

Fink, der weiß wie Kalk an der Wand ausah, sprach zu dem ihm Nächststehenden: „Nachbar, bring mich nach Hause, ich habe unterwegs was gesehen.“

Der Nachbar tat es. Arend Fink legte sich ins Bett und fiel in eine lange, schwere Krankheit, von der er nicht wieder genas.

Die goldene Wiege in der Wurt.

Am Deich bei Schmarren im Lande Wurten liegt eine Wurt. In ihrem Schoße ruht eine goldene Wiege. Vor vielen Jahren ist sie hier vergraben worden. In jener Zeit waren die Deiche noch schwach, und bei Sturmfluten brachen sie häufig durch. Dann wurde die Marsch weit und breit überschwemmt. Aber die Höfe lagen gesichert auf hohen Wurten; auch für das Vieh auf der Weide waren Wurten errichtet, daß es sich retten konnte, wenn plötzlich das Wasser ins Land brach. Eine feste Wurt war also von unschätzbarem Werte. Darum vergruben die Wurter gern goldene und silberne Geräte darin, um die Erdgeister anzulocken. Diese behüteten die Schätze und damit auch die Wurt.

Wer die goldene Wiege bei Schmarren heben will, muß es um die Mitternachtsstunde tun, doch darf er weder reden noch sich umsehen. Und wenn er die Wiege findet und sie aufheben will, muß er zuvor seine Hände mit einem Handtuch umwickeln.

Ein Knecht wollte einst die Wiege heben. Als die Turmuhr in Miffelwarden Mitternacht schlug, setzte er den Spaten an. Die Arbeit in dem schweren Kleiboden war anstrengend; dem Knecht floß der Schweiß in Strömen von der Stirn. Die Aussicht auf den goldenen Schatz gab ihm aber Kraft, und unermüdet setzte

er sein Wert fort. Endlich fand er die Wiege. In dem Augenblicke, als er sie sah, fielen aber die Erdgeister ihn an, die ihm den Schatz nicht gutwillig überlassen wollten. Sie begannen, den Frevler von hinten zu zwicken und zu zwacken, daß er, der sich nicht umsehen durfte, weder aus- noch ein wußte. Wohl hatte er sich vorgenommen, die Zunge im Baum zu halten. Er biß daher die Zähne zusammen und suchte die Wiege frei zu bekommen. Da wußten ihn die Erdgeister so zu treffen, daß er alle Vorsätze vergaß und urplötzlich laut aufschrie. In demselben Augenblick sank die Wiege in die Tiefe.

Der Knecht irrte im Dunkel der Nacht nach Schmarren zurück und war von der Stunde an geistesgestört.

Der Nachtmahr.

In ganz Norddeutschland und dem germanischen Norden lebt im Volksglauben ein geisterhaftes Wesen, das sich auf die Brust des Schlafenden setzt und ihm Sprache und Bewegung raubt. In Oldenburg und Ostfriesland wird es Waleiderske genannt, in unserer Gegend Nachtmahr. Die Erzählungen über dieses Wesen zeigen große Uebereinstimmung. Ich gebe im folgenden eine Darstellung wieder, wie sie sich im Vielande durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt hat.

Ein junger Bauer wurde von dem Nachtmahr gequält. Wenn er sich kaum zur Ruhe begeben hatte, dann legte er sich schwer auf seine Brust, daß er schreckhafte Bilder sah und der Schweiß ihm in Strömen von der Stirn floß. Da der Nachtmahr immer wieder kam, beschloßen die Verwandten, ihn zu fangen.

Als sich eines Abends der junge Mann ins Bett gelegt hatte und der Nachtmahr ihn zu ängstigen begann, da wurde schnell das Schlüsselloch zugestopft, so daß der Nachtmahr nicht mehr entweichen konnte. Nun griff man nach der Brust des Kranken und hatte den Nachtmahr gefangen. Doch war es kein Ungeheuer, sondern ein junges Mädchen von großer Schönheit.

Der junge Bauer verliebte sich beim ersten Anblick in das holde Wesen und begehrte es zum Weibe. Nach anfänglichem Zögern willigte es auch ein.

So wurde denn die Hochzeit gefeiert, und glückliche Jahre folgten. Die junge Frau schenkte ihrem Manne zwei liebliche Kinder, an denen sie mit großer Liebe hing. Nur ein Schatten fiel auf das helle Glück der Ehe. Die junge Mutter war oft traurig; stundenlang konnte sie in der Stube sitzen und ihren Gedanken nachhängen. Wenn der besorgte Mann sie dann nach der Ursache ihres stillen Kummers fragte, dann sah er wohl ein schmerzliches Lächeln auf dem lieben Gesicht, aber eine richtige Antwort bekam er nicht.

Eines Tages war durch ein Versehen das Schlüsselloch wieder frei geworden. Da sprach die junge Frau plötzlich:

Watt klingt de Kloden in England,

Watt dantz de Poppen in Brabant!

Und fort war sie. Der Mann war untröstlich, doch sie kam nicht wieder.

An jedem Sonntagmorgen jedoch lagen zwei frische Hemden für die Kinder bereit.

Die tote Mutter.

Ein Bauer hat in Bremervörde Geschäfte gehabt und geht in der Abendstunde nach seinem Dorf zurück. Sein Herz ist traurig. Er hat vor wenigen Jahren seine gute Frau, die treue Mutter seiner Kinder, verloren. Da hat er die Schwester seiner Frau geheiratet und angenommen, daß sie den Kindern eine liebevolle Mutter sein würde. Er hat sich getäuscht. Die Stiefmutter ist nicht gut mit den Kindern; er sieht, wie ihnen die Liebe fehlt, die sie so nötig haben. Er selbst kann wenig daheim sein. Wenn er aber zurückkehrt, leuchten ihm wohl die Augen seiner Kinder entgegen, er aber sieht verhaltenes Leid darin.

Wie treu und gut war doch die erste Frau! Und seine Gedanken sind bei ihr. Da, o Wunder, geht sie an seiner Seite, angetan mit dem Kleide, das ihr Totenkleid war. Sie reicht ihm die Hand zum Gruß. Er aber mag sie nicht annehmen, da es eine Totenhand ist. Daher zieht er sein Taschentuch und reicht es hin. Und wo die Tote es berührte, wird es schwarz und sieht am Tage wie verfault aus.

Dann beginnt sie zu reden. Die tote Mutter kann im Grabe keine Ruhe finden, weil ihre Kinder eine böse Stiefmutter haben. Sie bittet und fleht ihren Mann, sich der Kinder anzunehmen und die zweite Mutter umzustimmen. Und er sagt in großer Bewegung zu. Dann verschwindet sie lautlos, wie sie gekommen ist.

Der Mann erzählt seiner Frau, was er gesehen und gehört hat, zeigt ihr auch das Taschentuch, an dem die Spuren der toten Hand so deutlich sichtbar sind. Und die Stiefmutter hält Einkehr, und für die Kinder kommen bessere Tage.

Die tote Mutter aber erschien nicht wieder.

Die Glockenkuhle in Bramel.

Das Glockenmetall besteht bekanntlich aus ungefähr achtzig Teilen Kupfer mit 20 Teilen Zinn. Es ist also eine ziemlich zinnreiche und darum feste Bronze. Seder andere Zusatz hat nur eine erhöhte Sprödigkeit zur Folge.

In früherer Zeit war aber die Meinung verbreitet, daß durch Zusatz von Silber der Glockenton veredelt werde. Deshalb pflegten die Gemeinden silberne Opfergaben zum Guß der Glocke zu spenden. Diese Meinung beruht auf einem Irrtum, der den Glockengießern bekannt war. Darum hat sich auch in keiner alten Glocke Silber nachweisen lassen. Man hat daraus geschlossen, daß die Deffnung des Schmelzofens, die zur Aufnahme des Silbers bestimmt war, dieses der Schmelzmasse überhaupt nicht zuführte.

Nach diesen Vorbemerkungen komme ich nun zu einer Glockensage, wie ähnlich sie viele Dörfer haben.

Die große Kirchenglocke zu Bramel war im Dorfe gegossen worden, und noch heute ist die „Glockenkuhle“ auf dem Hofplatz der Frau Berta Hillen zu sehen. Die Gemeinde spendete viel Silber, um den Ton der Glocke zu veredeln, und Maria von Bramel stiftete einen silbernen Platen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, mußte der Meister plötzlich verreisen. Er hinterließ seinem Gesellen aber die strenge Weisung, mit dem Guß bis nach seiner Rückkehr zu warten.

Als der Meister zurückkam, war die Glocke bereits gegossen. Nun konnte er die silbernen Gaben der Gemeinde nicht mehr in seinen Besitz bringen. Er geriet daher in heftigen Zorn und stach den ungehorsamen Gesellen nieder.

Die Glocke war durch ihren schönen Klang weit und breit berühmt. Das machte eben der reiche Gehalt an edlem Metall. Wenn die Brameler nach dem Markte in Bremervörde fuhren, erfreute sie noch in Heinschenwalde der reine und volle Klang der Heimatglocke.

Als eines Tages ein Knabe am Glockenturm stand und der schwingenden Glocke zusah, warf er seine wollene Mütze hinein. Diese geriet zufällig zwischen Klöppel und Glockenwand, und die Glocke zersprang.

Sie wurde in Rotenburg umgegossen. Wieder spendete die Gemeinde viel Silber. Die Juraten, so hießen früher die Kirchenvorsteher, wurden beauftragt, den Glockenguß und die rechte Verwendung des Silbers zu überwachen. Aber sie ließen sich hinters Licht führen; denn die neue Glocke hatte nicht den schönen Klang der alten.

Der „Hirschejäger“.

Die sechs letzten Tage im alten Jahre und die sechs ersten im neuen, das sind „de Twölfte“. Da zieht der „Hirschejäger“ (Hirschjäger) durch die Lust. Dann darf keine Wäsche zum Trocknen draußen hängen. „Wer den'n Tun kränzt, kränzt den'n Karthoff.“ Kein Rad darf das Haus verlassen. Da ruht auch die Jagd.

Ein Sellstedter, der Tienken hieß, ging trotzdem zu jagen „ob'n Holte“ östlich von Sellstedt. Wie er nun mit Gewehr und Holster durch den Wintertag schreitet, klopft ihm doch das Herz. Er weiß, daß in „de Twölfte“ der Hirschejäger der Jagd obliegt.

Da hört er im „Habichtthorst“ Schüsse fallen, und aus der Lust klingt Hundegekläff. Der Hirschejäger naht. Da wirft er sein Gewehr fort und eilt nach Sellstedt zurück. Hinter ihm her klingt zornig das Hundegebell. Der Hirschejäger will den Frevler strafen. Doch dieser entkommt glücklich.

Er ist dem hohen Jagdherrn nicht wieder ins Gehege gegangen.

Burg Stella.

In Frelsdorfermühlen liegt nördlich der Bahn Geestmünde—Bremervörde, zwischen den Stationen Frelsdorf und Heinschenwalde, ein Gehölz, das „in den Eschen“ heißt und zum Gut Frelsdorfermühlen gehört. Durch diesen Wald führt ein Weg bis an „Geestmoor“. An der Nordseite des Weges liegt eine Sandhalbinsel, die in das Moor vorspringt. Hier wachsen heute Fichten und dahinter Eichen und Buchen. An der Südseite, „vor den Eschen“, ist ein schmales Moor, mit Heide und Birken bewachsen. Im Osten und Norden breitet sich „Geestmoor“ aus, eine große Biesenfläche, in früherer Zeit ein Sumpfstand, das im Herbst und Winter oft überschwemmt war.

Der hochgelegene Teil des Geländes heißt Stellahoop. Hier, so erzählt die Sage, stand einst ein adeliger Hof, der im Besitze derer von Stella war. Der männliche Stamm des Geschlechts war bereits erloschen; die letzten Glieder dieses adeligen Hauses waren zwei Gelsfräulein. Sie waren stolz und hoffärtig und kränkten dadurch oft die Frelsdorfer. Aber ihre Burg war verfallen, und sie waren gänzlich verarmt; ja, sie waren so arm, daß sie zuletzt von den Frelsdorfern Geld leihen wollten. Das war ein schwerer Gang und ein vergeblicher. Die so oft verletzten Frelsdorfer waren weder durch gute noch durch böse Worte zu bewegen, Geld herzugeben. Ihre Weigerung erbitterte die stolzen Damen aufs höchste. Wenn sie durch Frelsdorf gingen, sprachen sie jedesmal den bösen Wunsch aus:

Frelsdorf soll untergehen,

Stella soll oben stehen.

Doch kam es umgekehrt. Stella ist verschwunden, und Frelsdorf ist noch heute ein blühendes Dorf.